

Dieses Gleichnis vom „barmherzigen Vater“ oder auch vom „verlorenen Sohn“ hat seinen ursprünglichen Ort in der Auseinandersetzung Jesu mit den Pharisäern und Schriftgelehrten. Grund für diese Auseinandersetzung war der provozierende Umgang Jesu mit Zöllnern und Sündern, wie der Anfang des Evangelium klar erkennen lässt. Mit dem zweiten, mit dem zuhause gebliebenen Sohn, geht Jesus seine Angreifer ziemlich direkt und heftig an.

Nun war aber bei der Abfassung des Lukasevangeliums zwischen 80 und 100 n.Chr. dieser Konflikt gar nicht mehr interessant, weil das klassische Judentum mit der Zerstörung des Jerusalemer Tempels durch die Römer im Jahre 70 zu Ende war. Das bedeutet aber, dass der Evangelist noch an etwas anderes gedacht haben muss, als er dieses Gleichnis in sein Evangelium aufgenommen hat.

Was das sein könnte, dafür liefert der Textzusammenhang eine interessante Spur. In unserem Sonntagsevangelium sind 8 Verse des Originaltextes ausgelassen worden. Da geht es einmal um den Hirten, der 99 Schafe in der Wüste stehen lässt, um dem einen verlorenen nachzugehen; als er es gefunden hat, gibt es ein großes Fest (V 4-7). Dann folgt das Gleichnis von der Frau, die von ihren 10 Drachmen eine verloren hat und bei ihrer Suche das ganz Haus auf den Kopf stellt; als sie die Drachme gefunden hat, veranstaltet auch sie ein Fest (V 8-10). Unmittelbar nach unserem Evangelium folgt dieses merkwürdige Gleichnis, das von einem Verwalter handelt, der das Vermögen seines Herrn verschleudert hat; als er auffliegt, reduziert er die Schuldscheine all derer, die bei ihm Schulden hatten, damit sie ihm wohlgesonnen sein werden, wenn er gefeuert wird (16,1-9).

Wenn man diesen „Rahmen“ um das Gleichnis unseres heutigen Evangeliums so anschaut, dann geht es hier immer auch um Eigentum. Der Hirte sorgt sich wegen des einen Schafes; es gehört ihm, deshalb ist er dafür verantwortlich. Die Frau sucht fieberhaft nach der verlorenen Drachme, denn sie ist ihr Eigentum. Der Verwalter bekommt Probleme, weil er etwas als sein Eigentum behandelt hat, was ihm gar nicht gehört.

Wenn wir unter diesem Aspekt noch einmal an unser heutiges Evangelium herangehen, dann wird da plötzlich eine völlig neue Ebene erkennbar. Denn auch hier geht es um Eigentum. Das beginnt schon mit dem Wunsch des jüngeren Sohnes, sich sein Erbteil auszahlen zu lassen, in der damaligen Zeit nichts Ungewöhnliches. Wenn der Jüngere etwas aus seinem Leben machen will anstatt als ewiger Knecht zuhause zu bleiben, dann bleibt ihm eigentlich nichts anders, als sich mit dem ihm zustehenden Erbteil selbstständig zu machen; dieses Erbteil wird so zum Fundament seiner neuen Existenz. Der Vater geht auf den Wunsch dieses Sohnes ein und gibt ihm sein Erbteil.

Damit ist jetzt auch für den Älteren klar, was ihm gehört: alles Übrige. Der Text ist da sehr genau: „Da teilte der Vater das Vermögen unter sie auf.“ (V 12)

Doch der Jüngere kann mit seinem Erbteil nicht umgehen: „... er zog in ein fernes Land. Dort führte er ein zügelloses Leben und verschleuderte sein Vermögen.“ (V 13) Diese knappen Angaben skizzieren ein ganzes Drama: Um seinen Platz zu finden in einer für ihn völlig neuen Umgebung, fängt er an, äußerst großzügig mit dem umzugehen, was er hat. Seine Stellung, seine Bedeutung hängt ab von dem, was er sich leisten kann. Er definiert seinen eigenen Wert durch sein Eigentum. Er ist das, was er hat.

Genau das bestätigt sich leider auch dann, als er in Not gerät. Jetzt, da er nichts mehr hat, ist er auch nichts mehr: Er landet auf untersten Sprosse der Gesellschaftsleiter, was der Text noch ganz dick unterstreicht durch das Hüten von Tieren, die nach jüdischem Verständnis unrein sind.

Doch jetzt, da sein „Haben“ sich in Luft aufgelöst hat, erinnert er sich an sein „Sein“, nämlich sein Sohn-Sein beim Vater. Und genau dieses Sein rettet ihn. Sein Erbe ist zwar endgültig weg und das bekommt er auch nicht wieder, aber die Tatsache, dass er Sohn ist, die bleibt, und diese Tatsache kann durch nichts ausgelöscht werden. Die Reaktion des Vaters bestätigt dies sehr eindrücklich.

Mehr noch, er hat durch sein gescheitertes Experiment etwas Fundamentales entdeckt: Haben und Sein schließen sich gegenseitig aus. Entweder – Oder.

Genau diesen Zusammenhang bestätigt der ältere Sohn. Der Heimkehrer dürfte für ihn eigentlich kein Problem darstellen, denn der bekommt ja sein Erbe nicht ein zweites Mal. Dennoch wird der zu einer Provokation, denn der macht dem Zuhausegebliebenen plötzlich sichtbar, was er nicht hat: eine Beziehung zum Vater. Im fehlt dieses Sohn-Sein. In der Folge gerät das Haben und Besitzen in den Vordergrund. Genau so argumentiert er auch gegenüber seinem Vater, der versucht, ihn zum Fest zu bewegen; er spricht vorwurfsvoll von seiner Leistung, und von dem, was er alles nicht bekommen hat, aber was ihm doch zusteht.

Der Vater versucht ihn zum Umdenken zu bringen, indem er genau den entscheidenden Punkt nennt und ihn an das Sein, an sein Sohn-Sein erinnert: „Mein Kind, du bist immer bei mir, und alles, was mein ist, ist auch dein.“ (V 31)

Ob dieser ältere Sohn diesen Schritt vom Haben hin zum Sein doch noch geschafft hat, das lässt Jesus in seinem Gleichnis offen. Doch genau damit wird dieses Gleichnis jetzt zu einer Anfrage auch an uns.

Wieviel von unserer Existenz besteht aus dem Haben, nämlich von dem, was wir und erarbeiten, was wir besitzen, was wir uns leisten können, von unserer Leistungsfähigkeit, von unserer Stellung, von unserem Ansehen bei den anderen? Versuchen Sie sich doch einfach einmal vorzustellen, Sie hätten all das nicht. Was ist dann noch übrig?

Und wieviel von unserem Leben wird tatsächlich bestimmt von der Tatsache, dass auch wir Kinder dieses Vaters sind – nicht symbolisch, sondern real?

Und Vorsicht: Das eine schließt das andere aus. Entweder – Oder.